

Die weissen Haare der Frau von X.

Erzählung von Carl Schürer.

Eine Abendgesellschaft bei Geheimrat Logenscheid brachte den Teilnehmern stets Genüsse ganz besonderer Art. Nicht nur, daß der alte Geheimrat großen Wert darauf legte, seinen Gästen ausserlesene Speisen, vorzügliche Weine und echte Gadannazigarren vorzusetzen, er hatte auch ein eigenes Geschick darin, einen Kronzschöner Frauen um sich zu versammeln, die stets seiner Tafel herrliche Beispielen bildeten, wie er sich auszubrüden pflegte.

Eines Abends, nach aufgehobener Tafel, sahen wir im Musikzimmer des Geheimrats, und teilten unsere Aufmerksamkeit zwischen einer Tasse Koffee, einer der vorzüglichsten Zigarren des Hausherrn und den Vortrag eines neuen weiblichen Stücks am Klavierspiel unserer Hofoper.

Die junge Dame am Flügel sang aus dem Oper eines neuen, vorgelesenen Kompositionen. Als sie geadert hatte und der übliche Beifall verklungen war, fragte ein pensionierter Hofrat die junge Künstlerin: „Haben Sie den Kompositionen in letzter Zeit gesehen?“

„Ja, bei den Proben zu seiner Oper.“

„Ist Ihnen etwas an ihm aufgefallen?“

„Er hat weisse Haare und doch noch ein ganz jugendliches Gesicht.“

Die Haare waren vor seiner Amerikareise vollkommen schwarz, aber jetzt waren sie schwarzbraun. Man sagt, er habe drüber bei einem Eisenbahnunfall eine heftige Nervenschütterung erlitten. Er soll da eine Nacht, eingekerkert zwischen den Trümmern eines Schlafwagens, zugebracht haben, und in dieser Nacht soll sein vorher dunkles Haar vollkommen weisse geworden sein.“

Ein Professor der Universität lächelte überlegen. „Lieber Hofrat, glauben Sie doch nicht an solche Märchen. Die Geschichte von dem plötzlichen Ergrauen bei einem Schreck oder einem heftigen Angstzustand ist längst in der Kumpelkammer geworden worden, in der der Glaube an Hexen, bösen Blick, Werwolf und andere schöne Dinge ruht.“

Bei den Damen erhob sich lebhafter Widerspruch gegen diese Worte des Professors. Sie alle hatten schon von durchaus glaubwürdiger Seite gehört, daß Haare ganz plötzlich weisse geworden waren. Die Gattin eines Mittelmeisters wußte sogar aus der eigenen Familie über das plötzliche Weiswerden von Haaren zu berichten. Eine Tante hatte im Jahre 1870 in der Nacht weisse Haare bekommen, in der ihr Mann vor Paris gefallen war; die bonge Älteste eines Unglücks hatte diesen Wechsel in der Farbe ihrer Haare zur Folge gehabt.

Ihre Erzählung fand bei den Damen lebhafteste Teilnahme und bei den Herren rüchtsichvolle Beachtung, nur der Universitätsprofessor ließ sich nicht beirren.

„Gnädige Frau, Sie können sehr schön und überzeugend zu erzählen, aber vor der Kritik der Wissenschaft hält die Geschichte nicht stand.“ Und nun hielt er einen kleinen Vortrag, reichlich mit wissenschaftlichen Zitate geschmückt, über die Entstehung der Farbe der Haare und über die Unmöglichkeit, daß diese Farbe plötzlich aus den Haaren verschwinden könne.

Die Herren, die sich für die ganze Angelegenheit weniger erwärmten als die Damen, ließen sich von den Ausführungen des Professors überzeugen, die Damen aber erklärten in ihrer Mehrzahl, daß das Erleben schon sehr häufig anscheinend unumstößlich feststehende wissenschaftliche Lehren rüchtsichlos über den Haaren geworfen habe, und daß sie sich ihren Glauben nicht nehmen ließen.

„Aber, meine Damen“, rief da der Professor seinen schönen Widersacherinnen zu, „wenn Ihnen meine Begründungen so wenig genügt haben, dann lassen Sie sich doch von einem Beispiel aus dem Leben überzeugen. Auch Tiere haben häufig vor ihrem Tode die schlimmsten seelischen Qualen zu erdulden, zum Beispiel die Pferde der Kavallerie im Krieg, oder der Hund, der in einer brennenden Wohnung eingeschlossen ist und so weiter, niemals aber hat man an solchen Tieren die Beobachtung gemacht, daß die Farbe ihrer Haare eine Aenderung erlitten hätte.“

„Oho“, mischte sich der Mittelmeister in die Unterhaltung. „Sie dürfen uns in diesem Falle nicht mit Hund und Pferd vergleichen, verzeihlicher Herr Professor. Wir alle bekommen mit zunehmendem Alter voll ständig weisse Haare, das ist aber bei keinem Tier der Fall. Auch der älteste Knappe wird in seinem Leben kein Schimmel!“

„Bravo!“ riefen die Damen dem Mittelmeister zu. Der Beifall, der seinem Gegner gezollt wurde, entlockte dem Professor nur ein überlegenes Lächeln. „Meine Damen“, sagte er, „führen Sie mir ein Beispiel vor, ein lebendes Beispiel, nicht die Erzählung von verstorbenen Tanten! Wenn Ihnen das möglich ist, dann erkläre auch ich mich von der Richtigkeit Ihrer Ansicht überzeugt.“

Einen Augenblick trat Stille ein. Dann rief die junge Sängerin: „Herr Geheimrat, laden Sie doch den Komponisten F. ein, der soll uns erzählen, wie er zu seinen weissen Haaren gekommen ist.“

Der Geheimrat stand neben dem Sessel der Frau v. X. Er hatte mit ihr leise Worte gewechselt, an dem Redegeheft hatten sich beide nicht beteiligt.

Frau v. X. war eine Dame in der Mitte der Dreißiger. Sie war von einer madonnenhaften Schönheit, über ihr ganzes Wesen war ein Zug stiller Schwermut gebreitet. Sie lächelte selten, sie gefiel sich augenscheinlich besser in der Rolle einer bereitwilligen Zuhörerin als in der der Erzählerin. Der Geheimrat behandelte sie stets mit ausgesuchter Höflichkeit, mit einer fast väterlichen Fürsorge. Man wußte nicht viel von ihr, sie war Witwe, verlebte wenig in der Gesellschaft, und nur im Hause des Geheimrats fand man sie regelmäßig bei allen Festlichkeiten.

„Wir haben nicht nötig, den Herrn Professor mit Hilfe des Komponisten zu überzeugen, daß eine heftige Gemütserschütterung in wenigen Stunden die Haare eines Menschen zu bleichen vermag, wir haben unter uns ein Beispiel dieser Art.“

Alle Blicke richteten sich auf den Geheimrat.

„Das Beispiel, von dem der Geheimrat spricht, bin ich“, sagte Frau v. X. und erhob sich mit einem leisen Lächeln aus ihrem Sessel. Sie reichte dem Professor die Hand. „Ich kann, all Ihrer wissenschaftlichen Ausführungen ungeachtet, den Beweis erbringen, daß die Geschichte von dem plötzlichen Ergrauen kein Märchen ist. Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick.“

Der Geheimrat führte Frau v. X. bis zur Tür eines Nebenzimmers, die sich hinter ihr schloß, und wandte sich seinen verblüfften Gästen zu. „Frau v. X. trägt eine Perücke“, sagte er, lächelnd über die Reugier, die aus allen Blicken sprach. „Ihr natürliches Haar ist schneeweiß, ganz so weiß wie mein Haar, und diese weisse Farbe hat das Haar der gnädigen Frau in einer Nacht bekommen.“ Die Damen umdrängten den Geheimrat. — „Wie das gekommen ist, meine Damen, wird Ihnen Frau v. X. selbst erzählen. Sie hat sich dazu bereit erklärt.“

„Haben Sie einen Zeugen für den Fall?“ fragte der Professor.

„Wollen Sie mich als Zeugen gelten lassen?“

„Sie, Herr Geheimrat?“

„Ja“, nickte der Geheimrat, „ich habe Frau v. X. wenige Stunden vor jenem Ereignis gesehen, sie trug damals das schönste volle Schwarzhaar, das ich je an einer Dame zu bewundern Gelegenheit hatte. Am Morgen nach jener Nacht war das Haar gebleicht, vollkommen weiß. Nun, Sie werden es ja selbst sehen. Da Frau v. X. stets jedes Aufsehen zu vermeiden trachtet, hat sie sich eine ausgezeichnete Perücke arbeiten lassen, die über die Veränderung ihres natürlichen Haars hinwegläuft.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür zu dem Nebenzimmer, und herein trat Frau v. X. Dichtes weisses Haar umrahmte das ausdrucksvolle Köpfchen. Schlicht geschleiert lag es sich fest an die Schläfen an. Die ganze Haartracht war darauf eingerichtet, sich unter der Perücke zu verbergen.

Frau v. X. war durch diesen Wechsel der Tracht und der Farbe des Haars wie vollkommen verändert. Es erschien uns allen zunächst wie eine Fremde. Man mußte sich an ihren Anblick erst gewöhnen. Der Gegensatz zwischen der Frische ihrer Haut, den dunklen Augenbrauen, ihrer biegsamen, jugendlich feinhäutigen Gestalt und dem greisenhaften Haar brachte einen Mißklang in ihr sonst harmonisch abgepoltes Wesen. Weisses Haar kann auch einem jugendlichen Antlitz einen eigenen Reiz verleihen, das beweisen die Bilder aus der Zeit des Rokoko, aber dann muß sie zierlich gebrannte Lösschen, kunstvoll aufgebaute Tuffs ein mit Schönheitspflasterchen und allem Drum und Dran wohl vorbereitete Frauenantlitz umrahmen. Die ersten Augen der Frau v. X. und der leuchtendste Zug um ihren feingeschnittenen Mund paßten wenig zu einer Erscheinung aus der Zeit des goldenen Rokoko. Sie mochte das wohl selbst herausgefunden haben, als sie sich die Perücke bestellt hatte.

„Ja, Herr Professor“, sagte Frau v. X., „so sehe ich in Wirklichkeit aus. So sehen Haare aus, die über Nacht weisse geworden sind.“

Der Geheimrat hatte Frau v. X.

einen Sessel hingeschoben. Sie setzte sich, und alle Anwesenden rüchted dicht um sie herum, denn sie hatte zu versprochen zu erzählen.

„Vor acht Jahren ist es geschehen“, begann Frau v. X. „Ich erzähle heute zum ersten Male fremden Ohren die Ereignisse jener Nacht. Daß ich sie erzählen kann, daß ich jetzt ganz ruhig über sie zu sprechen vermag, verdanke ich nächst unserer größten Helferin, der alles mildernden Zeit, der treuen Fürsorge des Herrn Geheimrats. Er hat mich gebeten, und so soll diese Erzählung gewissermaßen die Krönung einer geistigen Schulung sein, durch die mich der Geheimrat seit jener furchtbaren Nacht geführt und durch die er mich vor der drohenden geistigen Umnachtung bewahrt hat.“

Der Geheimrat neigte gütig lächelnd ab.

„Ich füge mich gern der Anordnung meines treuen Beraters und hoffe, daß meine Nerven mich nicht im Stiche lassen“, fuhr Frau v. X. fort. „Ich will Ihnen alles so erzählen, wie ich es damals erlebt habe: Nach zwei Jahren glücklicher Ehe starb mein Mann an einer Lungenerkrankung, die er sich auf einem Jagdausflug geholt hatte. Meine kleine Margot war elf Monate alt, als mich dieser schwere Schlag traf. In meiner Verzweiflung bot mir nur der Gedanke einen Trost, daß ich in unserem Kinde einen Schatz besaß, den zu hüten und pflegen jetzt meine heiligste Aufgabe sein mußte. Margot war ein zartes Kind, das zu seinem Gedeihen ständiger aufmerksamer Wartung bedurfte. Die Pflege meines Kindes war für mich der einzige Daseinszweck geworden, sie füllte mein ganzes Denken und Trachten aus. Ich lenkte ihre ersten Schritte, ich lehrte sie die ersten Worte sprechen, ich führte sie täglich in ihrem kleinen Kinderwagen im Garten spazieren.“

Frau v. X. ließ ihre weisse feine Hand leicht über die Stirn gleiten. Sie unterbrach ihre Erzählung. Die Erinnerung an das Kind hatte sie sehr ergriffen. Aber sie bezwang sich. Sie überwand tapfer die aufsteigenden Tränen und fuhr mit ihrer leisen, angenehmen Stimme in ihrer Erzählung fort: „Und doch, trotz der aufmerksamsten Ueberwachung — noch heute ist es mir unbegreiflich, wie das Kind zu der Anstufung gekommen ist — eines Abends, als ich vor dem Schlafengehen noch einmal an das Bettchen Margots trat, fühlte ich mich erschrecken, daß das Köpfchen der Kleinen heiß war, daß sie fieberte. Es gab damals viele Diphtheriekränke in der Stadt, und ein Blick in den Mund der Kleinen zeigte mir, daß auch mein Kind, wie mir schien, in heftigster Weise von der Krankheit befallen war. Meine Köchin, der einzige Diensthofe, über den ich hätte verfügen können, war ausgegangen. Ich befand mich mit Margot allein in der Wohnung. Schnelle Hilfe tat not. Das Leben meines Kindes stand auf dem Spiel. Rasch warf ich mir ein Tuch um die Schultern und eilte auf die Straße. Es mag ungefähr zehn Uhr gewesen sein. Kein Mensch, der mir hätte helfen können, war zu sehen. Keine Drostei, die mich schnell zu unserem Hausarzt hätte bringen können, fuhr vorüber. Da erinnerte ich mich, daß vor einigen Tagen ganz in der Nähe ein Arzt zugezogen war. Ich hatte noch am Tag vorher gesehen, wie Männer sein Schild neben der Haustür befestigten. Dort lief ich hin. Die Türen im Erdgeschoß des Hauses waren längst geschlossen, aber die Haustür stand noch auf, und der Treppenhof war erleuchtet. Ich stürzte die Treppe hinauf. An der Bordertür des ersten Stockwerks stand der Name des Arztes. Ich klingelte heftig. Gleich darauf hörte ich Schritte, die Vortür wurde von einem langen hangenden Herrn geöffnet, der mich einladend, näher zu treten. Ich wollte nicht. Ich hatte es ja so eilig. Eine Zeiterversäumnis von Sekunden konnte das Leben meines Kindes gefährden. In fliegender Hast erzählte ich dem Arzt, was mich hergeführt. Er lächelte. Meine Angst, meine Not schienen auf ihn keinen Eindruck zu machen.“

„Die Sache ist durchaus nicht so schlimm, wie Sie annehmen scheinen, gnädige Frau“, sagte er. „Ich muß noch einige Fragen an Sie stellen. Also, bitte, treten Sie ein.“

Nun folgte ich seiner Aufforderung und sah, daß er die Vortür hinter mir abschloß. Da ich, wie viele Leute, selbst meine Vortüre stets geschlossen halte, so fiel mir das Geben des Arztes nicht besonders auf. Er nötigte mich in ein Zimmer, das ein Mittelstück zwischen Operationsaal und Laboratorium zu sein schien und das von einem üblen Geruch angefüllt war.

„Nehmen Sie Platz, gnädige Frau.“

Er forderte mich durch eine Handbewegung auf, mich in einen Sessel zu setzen, der den Eindruck eines Stuhlens machte. Er sah mich dabei aus seinen dunklen, tiefliegenden Augen ganz eigentümlich an. Dieser Blick wirkte mich, und obwohl ich eigentlich seiner Aufforderung, mich zu setzen, nicht nachkommen wollte, ließ ich mich doch in dem Sessel nieder. Der unheimliche Mensch trat dicht an mich heran, und erhe ich mich zu besinnen vermochte, war ich mit einigen Handgriffen fest an den Stuhl geschnallt. Um meinen Hals, um meine Hüfte, um meine Arme und um meine Beine hatten sich feste Klammern gelegt, die mich hinderten, auch nur ein Glied zu rühren.

„Was soll das heißen?“ rief ich entsetzt und zog verzerrt verzweifelt an meinen Fesseln.

Der Arzt lächelte wieder. Es war ein abscheuliches, kühles und überlegen Lächeln. „Strengen Sie sich nicht unnötig an, gnädige Frau“, sagte er sehr ruhig und mit langsamem Bedachtigkeit. „Es nützt Ihnen nichts. Sie können auch schreien, wenn Sie wollen. In den Löden unter uns ist kein Mensch, der Sie hören könnte, und die Wohnung über uns steht leer. Sollte Sie wirklich jemand auf der Treppe hören, so wird der sich nichts Besonderes dabei denken. In der Wohnung eines Arztes schreien Kranke oft sehr laut. Also vor jeder Störung sind wir sicher.“

„Ich will zu meinem Kind! Um des Himmels willen, lassen Sie mich los!“ jammerte ich.

Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Denken Sie jetzt nicht an Ihr Kind“, sagte er. „Das Leben eines so kleinen Kindes ist von ganz nebensächlicher Bedeutung gegenüber dem, was Sie jetzt im Dienste der Wissenschaft leisten sollen. Wissen Sie, wieviel Menschen jährlich an gelben Fieber sterben?“

Ich schrie, weinte und schlehte den Mann an, mich zu meinem Kind zu lassen. Ich sah Margots fiebernde Augen, ihr heißes Köpfchen, die trockenen, das schwere Atmen der kleinen leuchtenden Brust. Was wollte dieser Unhold von mir? Wie konnte er eine Mutter, die um das Leben ihres Kindes bangte, jetzt mit Gewalt hier festhalten wollen?

Er blieb unerschütterlich. Er erwiderte mir, daß jährlich mehrere hunderttausend Menschen in den Trümpfen dem gelben Fieber zum Opfer fielen, daß er den Erreger dieser Krankheit gefunden und ein Serum entdeckt hätte, diesen Erreger unschädlich zu machen. Er zeigte mir Drachtflüge mit Meerfischweiden, die er als Versuchstiere benützte. In allen Graden der Krankheit befanden sich diese unglücklichen Geschöpfe. Alles, was er sprach, drang an mein Ohr wie aus weiter Ferne; alles, was er mir zeigte, sah ich wie durch dichten Nebel. Meine Gedanken waren bei meinem Kinde. Von seiner Mutter verlassen, würde es in seinem Bettchen sterben, ohne daß ihm Hilfe würde. Mein Schreien steigerte sich bis zu einem Wutanfall.

Frau v. X. machte wieder eine Pause in ihrer Erzählung. Sie zitterte am ganzen Körper. Der Geheimrat legte ihr beruhigend die Hand auf die Schulter. „Ruhe, Ruhe, gnädige Frau“, hörte ich ihn leise, aber doch eindringlich zu Frau v. X. sagen.

Nach einigen Augenblicken der Sammlung konnte Frau v. X. in ihrer Erzählung fortfahren: „Meine Versuche an diesen Tieren sind beendet“, sagte der Arzt zu mir. „Ich muß jetzt mit einem lebenden Menschen arbeiten. Ich werde Ihnen eine Einspritzung in Ihren rechten Oberarm machen. Ich spritze Ihnen den Brauchteil eines Tropfens dieser Flüssigkeit ein.“ Er hielt eine kleine Glasröhre gegen das Licht. „Der zehnte Teil eines Grammes enthält ungefähr zwei Milliarden des gelben Fieberbazillen. Schon in einer Stunde werden Sie so schwer am gelben Fieber erkrankt sein, daß keiner meiner Herren Kollegen Sie zu retten imstande sein würde. Aber ich, mein Serum wird Sie retten. Ich hoffe das zuverlässig. Sollte ich mich aber wirklich in der Dosierung noch geirrt haben, sollten Sie doch sterben, so dürfen Sie die Gewissheit mit sich nehmen, daß ich schon beim nächsten Versuch die richtige Dosis treffen werde. Dann hat Ihr Tod einen ungeheuren Nutzen gebracht; Sie haben geholfen, einen der schlimmsten Feinde der Menschheit zu besiegen. Heute bin ich in meinen Versuchen so weit gelangt, daß ich mit Vertrauen auf Erfolg mein Serum bei einem Menschen anwenden kann, der im höchsten Grade am gelben Fieber erkrankt ist. Ich gerietere gerade mein Gehirn, wo ich einen Menschen herbeiführe, der für meine Zwecke geeignet sei, da führte die Vorsetzung Sie zu mir, gnädige Frau. Da, wie Sie sagen, Ihre Köchin ausgegangen ist und sich nur Ihr kleines krankes Kind in der Wohnung befindet, wird Sie während der Nacht niemand entdecken. Wir werden also ganz ungestört sein. Wir werden zum Heile der Menschheit eine große Tat vollbringen, und das Bewußtsein, daß Sie helfen, vielen hunderttausend Menschen das Leben zu retten, wird Sie alle Opfer, die Sie bringen, leicht überwinden lassen.“

Nach dem Ausdruck bitterster Verzweiflung hatte mich eine an

völlige Hoffnungslosigkeit grenzende Ermattung befallen. Ich sah keine Möglichkeit, dem furchtbaren Menschen zu entkommen. Sein Herz war allen Bitten, allen Tränen gegenüber vollkommen unzugänglich, und meine Kräfte reichten nicht aus, die Banden, die mich an den Stuhl fesselten, zu zerprengen. Ich höfste den Namen meines Kindes leise vor mich hin, ich wimmerte unausgesetzt. Nicht das, was mir bevorstand, beschäftigte meine Gedanken, meinem Kind, meinem armen Kind war all mein Denken zugewandt. Ich kümmerte mich gar nicht darum, als er eine Schere nahm und einen Teil meines rechten Kernes am Oberarm aufschnitt, um die Stelle bloßzulegen, an der er die Einspritzung vornehmen wollte.

Er rebete dabei fortwährend mit mir. Seine gleichmäßige lebensschaffende Stimme mochte bei anderen Gelegenheiten etwas Beruhigendes haben, die Sachlichkeit, mit der er über seine wissenschaftliche Entscheidung sprach, mochte überzeugend klingen — in meinen Ohren ward jedoch seiner Worte zum bittersten Hofen. Was gingen mich die vielen hunderttausend Menschen an, die in den Tropen am gelben Fieber starben, mein Kind, meine Margot sollte, durfte ihnen nicht geopfert werden.

Ein Gedanke durchblühte mein Gehirn. Vielleicht war doch eine Möglichkeit da, die mein Kind retten konnte. Er stand vor mir, ein Instrument in der Hand, das einer Morphiumspritze gleich.

„Ruh ein Augenblick“, flehte ich, „ich habe noch eine Bitte.“

„Sprechen Sie. Was in meinen Kräften steht, Sie zu erfüllen, werde ich tun“, antwortete er.

„Lassen Sie mich zu meinem Kind nur für eine Stunde!“ bat ich. „Lassen Sie mich noch einmal meine kleine Margot sehen! Kommen Sie mit mir! Lassen Sie der Kleinen Kränke: Ihre Hilfe! Retten Sie meine Margot, und ich schwöre Ihnen, daß ich ganz freiwillig wieder mit Ihnen herüber zurückkomme, daß ich ganz freiwillig mich dem Versuch unterwerfe.“

Er zauderte. Er schien zu überlegen.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich in einer Stunde wieder hier in diesem Sessel sitze, bereit, alles mit mir machen zu lassen, was Sie für Ihre wissenschaftlichen Versuche an einem Menschen vornehmen müssen! Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist!“ rief ich.

„Es geht nicht, gnädige Frau. Es geht nicht“, antwortete er. „Ich verstehe Ihren Wunsch sehr gut, und ich würde ihn gern erfüllen, aber es könnte sein, daß ein Dritter Sie an der Erfüllung Ihres Versprechens hindert. Ich nehme an, daß Sie jetzt wirklich die eheliche Pflicht haben, wieder herüber zurückzutreten. Aber der Anblick Ihres Kindes wird Sie Ihren Schwur vergessen lassen, und ich habe kein Recht, auf seiner Erfüllung zu bestehen. Ich habe Sie mit Litz in meine Gewalt gebracht, ich weiß, das Gesetz ist gegen mich. Ich mache mich, indem ich Sie hier festhalte, der Freiheitsberaubung schuldig. Und doch darf ich im Namen der Wissenschaft und im Namen der Menschheit auf Ihre Bitte nicht eingehen. Das mag Ihnen jetzt grausam erscheinen. Ich selbst demitleide Sie, genau so, wie ich die Tiere demitleide, die ich opfern mußte, um die Krankheit im einzelnen Stadium beobachtet zu können. Halten Sie mich nicht für grausam! Ich habe die furchtbaren Verheerungen beobachtet, die das gelbe Fieber anzurichtete, das die ganze Erde umher, das die ganze Welt mit den armen Opfern dieser Krankheit hat mich veranlaßt, nach einem Mittel zu suchen, das diesem Würgengel Einhalt zu gebieten vermag.“

In diesem Augenblick fühlte ich einen stechenden Schmerz in meinem rechten Oberarm. Ich war von dem Mann mit zwei Milliarden Bazillen des gelben Fiebers angesteckt worden. Unwilleentlich stieß ich einen lauten, gellenden Schrei aus.

Er eilte nach der Tür und hochte. „Ich höre deutlich ein heftiges Klopfen an der Vortür. Noch einmal nahm ich alle Kräfte zusammen und rief: „Hilfe! Ich werde ermordet!“

Was weiter geschah, dessen entsinne ich mich nicht, aber man hat es mir später erzählt. Ich wurde ohnmächtig.

Auch in dem oberen Stockwerk des Hauses, in dem ich gefangen gehalten wurde, war ein Kind an Diphtherie erkrankt. Der Arzt, der es behandelte, war — unser Geheimrat. Er hatte seinen Kranken noch zu später Stunde besucht und ging gerade an der Tür meines Peinigers vorüber, als ich den gellenden Hilfschrei ausstieß. Er ließ sich durch keine Redensarten jenes fremden Arztes beschwichtigen. Mit Hilfe des Hauswärtlers erzwang er sich den Zutritt zu der Wohnung und rettete mich aus den Händen eines — Geisteskranken. Man fand in meinem Köpfchen meine Adresse und brachte mich nach meiner Wohnung. Eine

sehr schwere Nervenkrankheit hatte mich befallen, und als ich mich zum ersten Male wieder im Spiegel sah, erkannte ich mich selbst kaum wieder: mein ehemals schwarzes Haar war weiß geworden. Wie der Herr Geheimrat and alle, die bei meiner Ueberführung nach meiner Wohnung zugegen waren, mir erzählten, war das Haar noch schwarz, als meine inzwischen nach Hause gekommene Köchin mich in Empfang nahm, es bleichte aber während der Nacht, in der mich die wildesten Fieberphantasien keinen Augenblick zur Ruhe kommen ließen, vollständig. Das ist die Geschichte meiner weissen Haare.“

„Und Ihr Köchlein, Margot?“ fragte schüchtern die Sängerin.

Durch den Körper der Frau v. X. ging ein leises Beben; doch ihre Wille war schon wieder stark genug, daß sie verhältnismäßig ruhig antworten konnte: „Als ich wieder anwesend war, führte mich mein erster Weg zum Grab meines Kindes.“

„Und was geschah mit dem Arzt?“ fragte der Professor.

„Der hat noch fünf Jahre in einer Irrenanstalt gelebt. Vor drei Jahren erhielt ich die Nachricht seines Todes.“

„Erkrankten Sie nun wirklich am gelben Fieber?“ erkundigte sich der Hofrat.

„Das Zeug, das der Irrensinne der Frau v. X. in den Arm spritzte, war eine ziemlich unschuldige Mischung und enthielt wohl teilerlei gefährliche Bazillen“, antwortete der Geheimrat. „Viel schlimmer als diese Einspritzung war die vollkommene Zerrüttung des Nervensystems der gnädigen Frau. Gott sei Dank, jetzt ist sie wieder gesund.“

Am Abend des nächsten Tages wurde ich durch folgende Zeitungsmeldung auf das heftige Erschütterte: „In der vergangenen Nacht ist die am Ruffriedendamm wohnende Frau v. X. einem Unglücksfall zum Opfer gefallen. Man nimmt an, daß die in besten Verhältnissen lebende junge Witwe aus Versehen den Gasbrenner ihrer Schlafzimmerrampe nicht richtig geschlossen hat. Jedenfalls war heute, als die Gasse das Frühstück bringen wollte, das Zimmer mit Gas angefüllt, und Frau v. X. lag tot auf ihrem Bette. Sie war am Abend vorher eingeladen gewesen und trug noch das Kleid, das sie zu jener Gesellschaft angezogen hatte. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos.“

Zur Geschichte des Stats.

Der älteste Wenzel datiert ungefähr auf das Jahr 1400 zurück; er war ein sehr gewalttätiger Herr und, nach schon damals alles, was ihm in den Weg kam; das kommt dem Statistiker heutzutage nicht mehr böhmisch vor, obwohl es abgesehen vom Stat in Böhmen, noch vorzukommt. Da man zuviel Kreuz mit ihm hatte, und er sich auch vom Herzog von Mecklenburg hatte schmieren lassen, wurde er als Kaiser abgelehnt, drückte sich aber als König des grünen Tisches von Böhmen noch zwei Jahre herum. Aus dem Jahre 1525 ist der Bauerkrieg zu berichten, wo es sehr gemischt hergegangen sein soll. Der zweite Krieg zwischen Karl V. und Franz I. fand 1529 im Damenfrieden von Cambrai seine Abrechnung, wobei Franz Follen minus ging. (1541 der schottische Reformator John Knox führt die Unfälle ein, mit dem Anschlag auf den Tisch zu schlagen.) 1680 führt der Friedrichs Ludwig XIV. vermittelte seiner Reunion das Sudpliel ein, um zu sehen, was drin liegt. 1704. Parloborough schlägt Krumpf gegen die Bayern auf dem Schellenberge und gewinnt zusammen mit Prinz Eugen sein Spiel bei Blinheim. — Um 1795: „Noch ist Polen nicht verloren.“ — 1798—99: „Mut geiget auch der Mamelud“, doch Napoleon nimmt „Caïro, wo die Türken wohnen.“ — Bismard erwidert sich Vorkenntnisse im Stat durch '88, was er sehr gut spielt: Dem Königs'ra's, weil er rechtzeitig seinen Alt-säen Waben ins Treffen führt. In der berühmten Partie mit französischen Karten reizt Napoleon (11. oder Hinterhand) Preußen, das die Vorderhand ergreift, und trotzdem Frankreich Schneider angefallen hatte, gewinnen die Gegner ihr Spiel mit 70. — Napoleon „ab nach Kassel.“ — Bismard spielt seine tolle Hand weiter und ist ein großes Haus. Schließlich geht er aber run, weil er den König für einen Jungen angesehen hat; das Spiel ist überreizt, er verluft Schneider zu machen, bringt es aber nur bis '90, seit welchem Jahr er nicht mehr mitspielt, bekommt aber zum Trost jeden Geburtstag die ganze Hand voll Kriebelerei. Seine Nachfolger passen meist, sind also geschichtlich nicht so interessant.

— Verleidet. Verjuden Sie noch immer spirituelle Verammlungen?“

„Mein, jetzt nicht mehr. Das letzte Mal haben sie mich in der Dunkelheit braun und blau geschlagen, und dann sagten sie, daß wären die Klappgeißler gewesen.“